

METAMORPHOSE

Ein Interview mit RICHILD VON HOLTZBRINCK



Im August 1987 diagnostizierten Ärzte bei Richild von Holtzbrinck Krebs: In ihrer linken Brust wuchsen mehrere Tumoren, einer davon gehörte zu einem Typus, der dazu neigt, spiegelbildlich aufzutreten. Die niederschmetternde Prognose lautete, dass die Malerin vielleicht noch zwei Jahre zu leben hätte. Ein Fehlurteil, wie sich zeigte, denn trotz seiner Größe hatte der Krebs glücklicherweise keine Metastasen gebildet. Um das Risiko einer erneuten Krebserkrankung zu minimieren, ließ die Künstlerin schließlich auch ihre rechte Brust chirurgisch entfernen. Wie sich ihr Körper durch die Krankheit verändert hat, bannte sie mit Pinsel und Farbe auf Leinwand. Die einzigartigen Selbstportraits, die sie als Malerin Richild Holt anfertigte, entstanden zwischen 1986 und 1990 und zeigen

die Künstlerin vor und nach ihren Brustkrebsoperationen. Es sind bewegende und beeindruckende Arbeiten, die keine Parallele auf dem Kunstmarkt haben. Zusammen mit diesen Aktportraits stiftet die Künstlerin dem Deutschen Krebsforschungszentrum Zeichnungen von Mitpatienten und Mitpatientinnen, die während ihres Aufenthalts in den Kliniken entstanden sind. Da die Skulptur „Amazone“, eine Bronzeplastik von Frédérique Edy, in innerer Verwandtschaft zu den Gemälden steht, findet gleichzeitig auch sie eine neue Heimat im Deutschen Krebsforschungszentrum in Heidelberg.

Vor der Ausstellungseröffnung am 28. Februar 2018 sprach Richild von Holtzbrinck mit Nicole Schuster über ihre großzügige Stiftung.

Kunst schaffen heißt, etwas „aus der Hand geben“. Ganz wortwörtlich und in mehrfacher Hinsicht: Man gibt dem Betrachter, dem Zuhörer oder Leser etwas, das man aus eigener Hand erschaffen hat. Gleichzeitig gibt man auch die Deutungshoheit darüber aus der Hand. Mit der Reihe „Metamorphose“ stiften Sie dem Deutschen Krebsforschungszentrum nun sehr persönliche Bilder. Was bedeutet dieser Schritt, dieses Loslassen für Sie?

Natürlich lasse ich etwas los, aber ich weiß ja, wo die Bilder hin gehen. Nachdem ich mich schlau gemacht hatte, was das DKFZ Heidelberg überhaupt ist, habe ich mir gedacht: Oh, dort sind die Besten. Dann ist dies auch der beste Ort für meine Bilder. Denn es ist sehr wohl auch ein Vermächtnis.

In meinem Alter denke ich sehr viel an mein persönliches Ende und ich möchte, dass diese Bilder an den richtigen Ort kommen. Sie sind mir sehr wichtig und ich weiß auch, dass sie keine Entsprechung auf dem Kunstmarkt haben – es sind keine therapeutischen Bilder. Ich bin ausgebildete Malerin, die sowieso immer alles gemalt hat, was sie bewegt hat. Und dass mich diese Krebserkrankung bewegt

hat, können Sie sich vorstellen. Es beruhigt mich, dass die Bilder nun nach Heidelberg ins DKFZ kommen. Wir haben für die Gemälde auch einen wunderbaren Ort gefunden: weit, weiß, hell und mit Deckenlicht. Die Zeichnungen muss man etwas näher betrachten, um sie zu begreifen, deswegen hängen sie an der anderen Wand.

Ich möchte gerne, dass diese Bilder eine Wirkung entfalten, indem sie

vielleicht manchen Menschen Mut machen können. Tatsächlich war es in meiner Familie so, dass dieser Schrecken, der einem durch diese Krankheit widerfährt, nicht zu formulieren war. Durch meine Bilder hatten meine Kinder und mein Mann immerhin die Möglichkeit, irgendetwas zu



SELBSTPORTRAIT, 1986

begreifen. Und ich habe erfahren, dass meine Bilder diese Wirkung auch auf andere Menschen haben. Insofern lasse ich mit gutem Gefühl los.

Die „Metamorphose“, die diese Bilder zeigen, haben Sie mit eigenen Worten beschrieben als „die Entwicklung von einer attraktiven Frau über die kämpferische Amazone bis hin zu einem Menschen, mit eher androgynem äußerem Erscheinungsbild“. War mit „So it feels“ – also mit dem letzten Bild der Reihe, das 1990 entstanden ist – ein Endpunkt dieser Verwandlung erreicht?

Dieses letzte Bild zeigt die Situation, nachdem der zweite Busen auch amputiert worden ist. Die innere Entwicklung, wie man selber dazu steht, schwankt. Es gibt ein wirklich großes Bedauern. Ich war immer sehr stolz auf meinen schönen Busen – und dann plötzlich: flach. Mit der

zweiten Operation erwirbt man eine neue Symmetrie. Der Körper realisiert das jedoch erst spät. Es hat Jahre gedauert, bis ich meine einseitige Schutzhaltung, die ich mit nur einer Brust angenommen hatte, eine Fehlhaltung, die ständig zu Verspannungen geführt hat, wieder aufgegeben habe.

Die Verwandlung, die Metamorphose, vollzieht der Kopf, also der Verstand, schneller als das Gefühl und auch der Körper es tun. Das braucht

Zeit. Doch der Leidensdruck nimmt mit der neuen Symmetrie ab. Auch weil man keine Angst mehr haben muss, wieder Brustkrebs zu bekommen.

Ich bin dann testweise in eine öffentliche Sauna gegangen, weil ich wissen wollte, wie mich die Anderen sehen. Und wissen Sie was? Keiner hat irgendeine Reaktion gezeigt. Und umgekehrt habe ich Frauen gesehen, die auch nicht mehr

Busen hatten als ich – nur ohne Narben. Dass es keine Schreckensreaktionen gab, hat mich ziemlich beruhigt.

Sie haben viele Menschen portraitiert – berühmte, aber auch „einfache“ Menschen und Mitpatienten, deren Portraits Sie ebenfalls dem DKFZ stiften. Dabei,

so stelle ich mir vor, ist immer ein Stück Distanz hilfreich. Doch der Blick, den man auf sich selbst wirft, ist sicher ein anderer als der, den man auf ein fremdes Gegenüber richtet. Macht dies das Malen schwieriger?

Die Menschen, die ich male, sind meine Partner im kreativen Prozess. Sie dürfen jederzeit Einwände machen und ich zeige ihnen jedes Stadium des Bildes. Ich male sie ja nicht ab, sondern es ist das in-



SELBSTPORTRAIT, 1987

tensivste Gespräch, das man sich vorstellen kann. Ich habe wirklich viele berühmte Persönlichkeiten portraitiert: Helmut Schmidt, Karl Schiller, Horst Stern, Teddy Kollek, den berühmten Bürgermeister von Jerusalem. Auch die Enkelkinder und die beiden Söhne von meiner „Mother in the Arts“, der großen Malerin Alice Neel, die mich als legitime Nachfolgerin ihrer Mutter anerkannt haben.

Ich habe auch Aldon James gemalt, den damaligen Präsidenten des National Arts Club New York, zusammen mit seinem Zwilingsbruder John. Das war ein sehr wichtiges Portrait, in einem ziemlich wilden Jahr. Damals, 1987, hatte ich meine erste Ausstellungsbeteiligung in New York. Dort

habe ich die beiden portraitiert und dann, zurück in Deutschland, erhielt ich die Krebsdiagnose.

Beim Selbstportrait gibt es zunächst die Schwierigkeit, dass Sie sich beim Malen nicht so sehen, wie andere Menschen Sie wahrnehmen, sondern ein Spiegelbild betrachten. Grundsätzlich, wenn man malt, muss man zwei, drei Schritte zurücktreten und interessiert sich dann eigentlich hauptsächlich für Struktur, Farbe, Form. Es ist sehr

wichtig, dass es gelingt, in diesem Moment des Malens zu vergessen, was passiert ist. Es dreht sich dann nur um das Bild.

Ein Selbstportrait ist, ehrlich gesagt, eine sehr gnadenlose Angelegenheit. Wenn man sich selbst ins Auge blickt, ist man vielleicht nicht bereit, manches zu sehen. Sich selbst zu malen, ist ein Akt der Erkenntnis. Wenn man dabei mit sich besonders liebevoll, also beschönigend

umgeht, dann wird man nichts erfahren.

Aber wenn man sich malt, dann will man ja etwas wissen. Also muss man ganz genau hinschauen. Und in der Malerei ist es so, dass man das Gesehene überbetont. Man wirkt auf jedem Portrait älter. Das sage ich auch immer meinen „Sit-



SELBSTPORTRAIT, 1987

ters“, also meinen Modellen: Sie brauchen etwa fünf Jahre, um da reinzuwachsen. Das begeistert sie meistens nicht, denn der Malerblick ist schon sehr genau.

Sie sagten: „Man will etwas wissen, wenn man sich selbst malt.“ Haben Sie erfahren, was sie wissen wollten, als Sie diese Bilder gemalt haben?

Die Bilder haben mir sehr wohl Antworten gegeben, aber mit einer jahrelangen Zeitverzögerung. Als ich sie gemalt habe, war ich nicht fähig zu einer Analyse dessen, was ich da eigentlich gemalt habe. Das kam viel später, weil es zu schmerzhaft war.

Beim Malen selbst habe ich einfach an Struktur, an Farbe, an Aufbau gedacht und damit verging die Zeit, bis das Portrait fertig war. Gerade wenn ich an das Bild denke, das noch in der Klinik entstand und an dem ich nur malen konnte, solange die Schmerzen auszuhalten waren. Als ich damit fertig war, war ich erschöpft, ein bisschen zufrieden und beruhigt, dieses Bild bewältigt zu haben. Das hat mir in diesem Moment gereicht.

Doch ich kann nicht behaupten, dass eines dieser Ölbilder mich irgendwie zufrieden gestimmt hätte. Kein bisschen. Ich habe ja etwas gemalt, was im Gegenteil die Quelle von Unglück, Tränen und Angst war. Aber ich wusste während ich diese Bilder gemalt habe, dass dadurch meine Kinder – meine Jüngste war damals zwölf – wenigstens ein bisschen verstehen und begreifen können, was geschehen

ist und warum ihre Mutter manchmal plötzlich in Tränen ausbricht.

Eine Krebserkrankung löst starke Gefühle aus. Diese auszudrücken, ist eine Form der Verarbeitung. Ob man sie auf Leinwand bannt, ihnen in Holz oder Stein Form gibt, Worte oder einen Fotoapparat benutzt: Das kreative Arbeiten mit den Gefühlen verändert diese. Hat sich auch umgekehrt Ihr kreatives Schaffen nachhaltig verändert? Malen Sie

anders als vor Ihrer Krebserkrankung?

Nein, gar nicht. Es hat aber meine Einstellung ein bisschen verändert. Ich habe Schritt für Schritt eine Entwicklung durchgemacht. Ich hatte furchtbare Angst davor, diese Bilder in New York in einer Ausstellung zu zeigen. Weil ich

befürchtete, dass sie exhibitionistisch wirken könnten.

Es gehörte für mich aber zur Bewältigung, mich dem zu stellen. Doch meine Angst war völlig unbegründet, denn Amerikaner denken anders: Sie honorieren Mut. Und diese Ausstellung kostete mich fast mehr Mut, als ich damals hatte.



SELBSTPORTRAIT, 1987

Sie waren bereits vierzig Jahre alt, als Sie die Kunstakademie Stuttgart besuchten. Sie haben also relativ spät mit der Malerei begonnen. Was hat Sie solange abgehalten?

Das ist nicht wahr. Ich habe nie angefangen. Ich habe immer gezeichnet und gemalt. Mein Vater, der Professor für Bodenkultur gewesen ist, war darüber sehr missvergnügt, denn ich habe alles vollgezeichnet – unter anderem auch seine Manuskripte.

Als ich vierzehn Jahre alt war, ließen sich meine Eltern scheiden und er überreichte mir eine Mappe mit meinen Kinderzeichnungen. Ich bin einer der ganz wenigen Maler, der belegen kann, wie er als Kind gemalt hat. Natürlich wollte ich in die Kunstakademie, das war wohl klar. Dann jedoch hat mein Vater gesagt, er könne mit seinem Gehalt nicht zwei Familien ernähren und hat mir die Versorgung meiner Mutter aufgegeben. Ich habe meinem Vater gehorcht.

Ich habe mit meinem Talent das Zweitbeste gemacht und eine Fachhochschule für Wirtschaftswerbung in Wien besucht. In der Werbung habe ich später tatsächlich richtig viel Geld verdient, was meiner Mutter und meiner Schwester zugute

kam – genau wie es mein Vater verlangt hat.

Es gab aber noch einen weiteren Grund, warum ich ihm gehorcht habe: Ich bin weiblich. Mein Vater sagte: Du bist ein hübsches Mädchen, du wirst heiraten und Kinder bekommen, und Frauen werden in der Kunst nichts. Das hat natürlich meine Zuversicht, wie gut ich sein könnte, nicht bestärkt.

Das erste Mal, dass ich zweckfrei studieren konnte, war während der ersten zwei Jahre unserer Ehe an der New School for Social Research in New York. Doch dieses Glück wurde beendet durch ein anderes Glück, nämlich die Geburt unseres ersten Kindes, ein Sohn. Da dachte ich, dass es



SELBSTPORTRAIT, 1987

nicht meine Bestimmung ist, selbst Malerin sein zu können. Vielleicht bin ich nur ein Zwischenträger und werde das Talent vererben.

Ich habe also ein großes Haus geführt und drei Kinder geboren. Als mein drittes Kind in die Schule kam, war ich vierzig und habe es gewagt, eine Mappe in der Kunstakademie in Stuttgart einzureichen. Und Sie fassen es nicht: Die haben mich genommen. Da fuhr ein Zug los, von dem ich nicht mehr abspringen

wollte. Es ist ein Unsinn, zu fragen: „Wann haben Sie beschlossen, Künstler zu werden?“ Das kann man nicht beschließen. Also: Ich habe nie angefangen – und ich habe nie aufgehört.

Dieses Talent – für das ich überhaupt nichts kann, es ist ein Geschenk des Himmels, oder auch eine Aufgabe – muss man ausbilden, solange es trägt. Hätte ich es nicht gehabt, wäre ich genau das geworden, was meine beiden Töchter sind, nämlich Psychologin. Mich interessiert am meisten der Mensch und deswegen bin ich auch figurativ. Ich habe dieses Talent weiterentwickelt, ganz unabhängig davon, was gerade Trend war. Zu meiner Zeit in der Kunstakademie war Figuration so was von out. Die haben alle nur empfunden und geschichtet und sowas. Und dann kam ich daher und habe die Aktklasse aufgemischt und später in der Kunstakademie in Esslingen selbst eine Aktklasse aufgebaut.

Man muss die Kunst auch weitergeben. Ich hatte mehrere Dozenturen und habe auch über Jahre hinweg in der Volkshochschule Akt und Portrait unterrichtet. Übrig blieb, was mir am sinnvollsten vorkam: ein sechs Jahre langer Workshop für

Psychiatriepatienten im Rudolph Sophien Stift. Eine meiner Schülerinnen dort ist richtig gut. Ihr habe ich auch zu zwei Einzelausstellungen verholten.

Wie fühlt es sich an, jemanden auf seinem künstlerischen Weg den Arm zu reichen?

Ja, wissen Sie, man ist wie eine Hebamme. Man holt aus den Menschen etwas heraus, von dem sie vielleicht

nicht einmal wussten, dass es drin ist. Die Patienten dort waren sehr glücklich, denn was sie zu Papier brachten, konnten sie herzeigen. Das hat mich sehr befriedigt.

Jetzt haben Sie mehrfach das Herzeigen betont. Wäre es für Sie überhaupt eine Option, Bilder

zu malen, die Sie nicht herzeigen?

Ja, ich habe auch schon solche Bilder gemalt, die ich nicht herzeige, das ist wahr. Die habe ich gemalt, um sie aus mir herauszukriegen und insofern auch loszuwerden. Die stehen mit dem Gesicht zur Wand im Bilderkeller. Das sind die Leichen in meinem Keller.



SELBSTPORTRAIT, 1988

Umso bewundernswerter ist, dass Sie diese sehr persönlichen Bilder, die „Metamorphose“-Reihe, nun aus der Hand geben.

Nun, das sind Bilder, die anderen geholfen haben. Ich habe bei vielen Menschen erfahren, wie sie wirken. Eine gute Freundin, die genau wie ich Brustkrebs hatte, wollte diese Bilder unbedingt sehen. Etwa ein Jahr danach hat sie zum ersten Mal gewagt, sich zu Hause vor den Badezimmerspiegel zu stellen ohne ein Handtuch über der leeren Stelle. Sie hat es durch die Bilder geschafft, zu akzeptieren, was passiert war. Es ist also nicht nur so, dass sie meinem Mann und meinen Kindern geholfen haben, einen Schrecken zu begreifen, weil er visuell geworden ist. Das Visuelle ist immer besser zu begreifen als das Wort.

Warum zeige ich diese Bilder?

Weil ich weiß, dass diese Bilder, so schlimm sie auch sind, Hoffnung erzeugen. Das ist auch der Grund, warum ich so froh bin, dass diese Bilder nun an einen Ort kommen, an dem sie richtig sind. Das beruhigt mich.

Auch, weil es für die Mitarbeiter des DKFZ vielleicht ermutigend ist, sich mit den Bildern auseinanderzusetzen und sich darauf zu besinnen, wofür sie sich Tag für Tag einsetzen: diese schreckliche Krankheit Krebs zu besiegen?

Das habe ich überhaupt noch nicht bedacht. Aber ja, dass meine Bilder auch die Mitarbeiter motivieren könnten – das ist für mich ein sehr, sehr schöner Gedanke.



SELBSTPORTRAIT, 1990

IMPRESSUM

INTERVIEW & SATZ

Nicole Schuster
Presse- und Öffentlichkeitsarbeit
Deutsches Krebsforschungszentrum
Im Neuenheimer Feld 280
69120 Heidelberg
www.dkfz.de

© Deutsches Krebsforschungszentrum, Heidelberg, 2018

BILDNACHWEIS

Alle Aufnahmen der Kunstwerke:
Detlef Göckeritz, Fotografie/Medientechnik, Stuttgart
Aufnahme Titelseite: Wort und Bild
Verlag/Bert Bostelmann

DRUCK

ZVD, Heidelberg